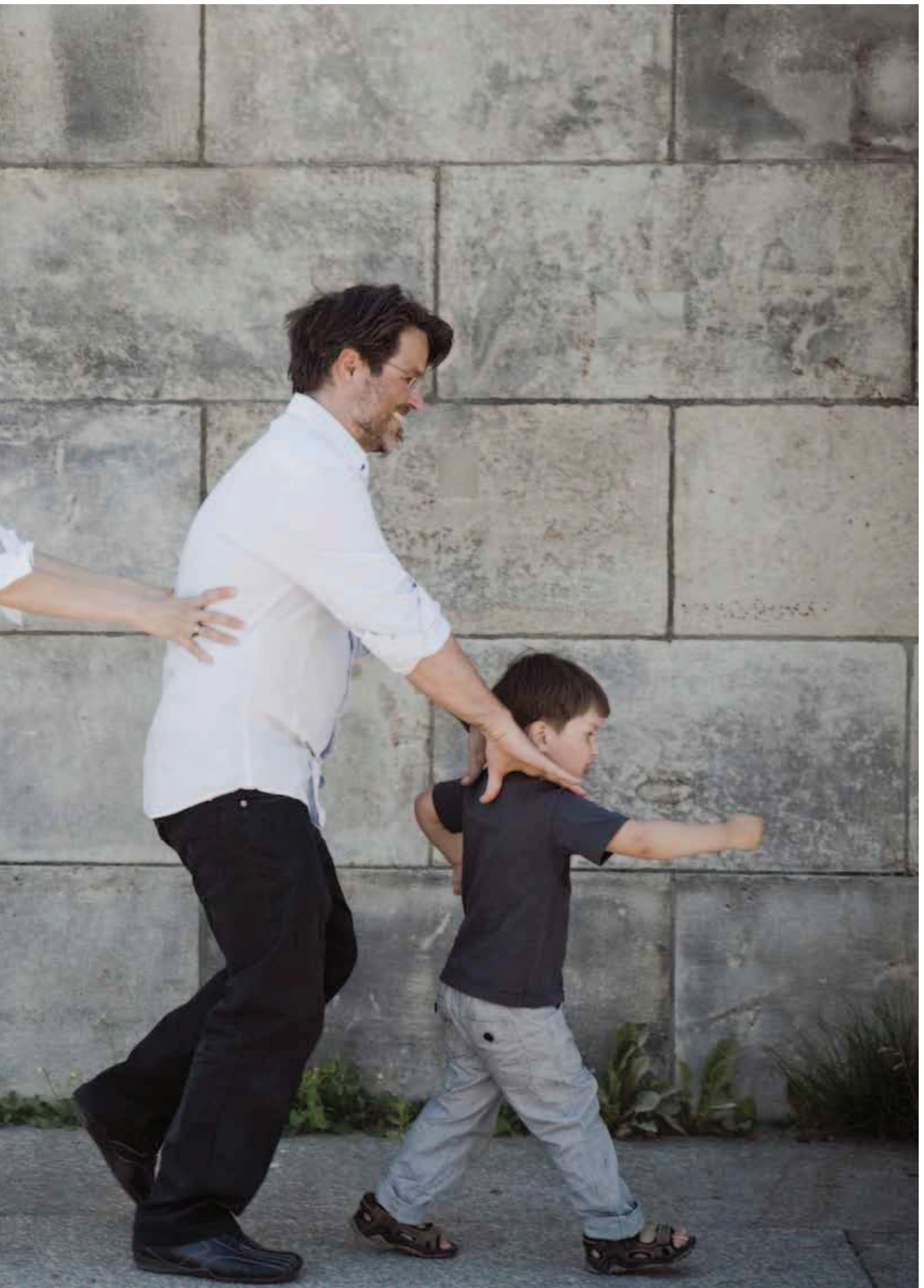


A woman with short brown hair, wearing a white long-sleeved shirt, light-colored pants, and grey ankle boots, is walking from left to right in the foreground. She is smiling and looking towards the right. In the background, there is a grey stone wall with graffiti on the left and a poster of two astronauts in space suits pinned to the wall with red corner mounts. The poster is partially obscured by the text box.

Familie International

Text: Jörg Oberwittler | Fotos: Dominik Butzmann

ZWISCHEN SCHWEDEN, RUSSLAND, ISRAEL UND DEUTSCHLAND:
WIE LEBEN MEHRSPRACHIGE FAMILIEN HIER IN BERLIN?
DIESER FRAGE SPÜREN WIR DIESMAL NACH – UND ENTDECKTEN
DIE VIELFALT IN DEN WOHNZIMMERN DER STADT. WARUM SICH
AUSLÄNDISCHE PAARE IN BERLIN BESONDERS WOHL FÜHLEN,
MIT WELCHEN PROBLEMEN SIE DENNOCH IM ALLTAG ZU KÄMPFEN
HABEN, UND WIE EIN FAMILIENLEBEN IN MEHREREN SPRACHEN
TÄGLICH FUNKTIONIERT.



Es wirkt so leichtfüßig, so entspannt und unbeschwert, wie Alona und Clemens Harpaz im Licht durchfluteten Wohnzimmer auf dem Sofa sitzen, bei offener Balkontür über ihren Alltag plaudern, Sohn Jonathan (7) herumtollt und die fast zweijährige Tochter Alma ihn mit großen Augen freudig beobachtet. Doch diese Leichtigkeit war lange Zeit alles andere als selbstverständlich. Alona Harpaz (38) stammt aus Israel. Seit neun Jahren lebt sie in Berlin. Acht Jahre hat sich ihr Vater beharrlich geweigert, das Land zu besuchen, in dem er einen Großteil seiner Vorfahren verloren hat. All die Jahre hat der Großvater seine Enkelkinder nie gesehen. Auch deutsche Produkte lehnt er bis heute kategorisch ab. Einzige Ausnahme: sein deutsches Auto. „Weil die deutschen Automarken so zuverlässig sind“, sagt Alonas Ehemann Clemens (37). Ein Deutscher aus Karlsruhe, der auch ihren Nachnamen angenommen hat. Für das Paar ist es kein leichtes Thema. Zwar freut sich Clemens, dass ihn der Schwiegervater trotz der historischen Last herzlich in die Familie aufgenommen hat. Dennoch will ihm das langjährige Fernbleiben von Alonas Vater nicht in den Kopf: „Die Beziehung zur Tochter sollte doch eigentlich stärker sein.“

Alona sitzt im Schneidersitz auf dem Sofa und hört schweigend zu. Sie selbst hat sich längst klar für Berlin als Wahlheimat entschieden: „Ich mag Berlin. Hier fühle ich mich nicht fremd und habe auch keine schlechten Erfahrungen gemacht, nur weil ich Israelin bin.“ Hier könne sie sich selbst verwirklichen. Gemeinsam lebt die vierköpfige Familie in einer Drei-Zimmer-Wohnung in Berlin. Vorderhaus, dritter Stock, große Fenster, weiße Möbel. Gemütlich, ein wenig chaotisch, weil die Kinder das Spielzeug quer in den Zimmern verteilt haben. Israel hat in dieser Wohnung wenig Spuren hinterlassen. „Wir sind eher schwedisch eingerichtet“, sagt Clemens und lacht, weil er damit eine große schwedische Möbelmarke meint. Einzig ein Kinderbuch mit hebräischer Schrift im Badezimmer erinnert auf den ersten Blick an die fernen Wurzeln, und Kater „Janusz“, ebenfalls aus Israel, der neugierig den schwarz-weiß gefleckten Kopf ins Zimmer steckt. Vermisst Alona ihre Heimat oft? „Ja“, antwortet sie ohne Zögern. Ihr fehlen die Eltern, die Freunde, der Strand. Tel Aviv liegt unmittelbar an der Küste. Es sei ein Leben wie in Berlin, meint Clemens. Ohne Angst, Autobomben und Aufruhr, der in den Nachrichten so sehr das Bild von Israel bestimmt. Dennoch ist Alona froh, dass ihre Kinder hier in Deutschland aufwachsen. Hier müssen



**Israel meets
Schwarzwald:
Alona und Clemens,
kennengelernt
in Indien, Hochzeit
in New York,
leben jetzt mit
Jonathan (7) und
Alma (2) in Berlin.**

sie später nicht zum Militärdienst, hier haben sie einen internationalen Freundeskreis. Außerdem kann sie hier als freie Künstlerin Bilder malen. Ihr Mann ist Arzt für Anästhesie- und Intensivmedizin. Keineswegs fühlt sich die Familie in Berlin außen vor. Doch Integration kommt nicht automatisch: Alona hat sie sich hart erarbeitet, gründete vor drei Jahren einen Verein, in dem sich Kinder aus deutsch-israelischen Familien und ihre Eltern einmal in der Woche treffen und von einer Lehrerin auf Hebräisch unterrichtet werden.

„Ich kann drei Sprachen sprechen“, verkündet so auch Sohn Jonathan stolz und flätzt sich dabei auf dem Sofa: Seine Eltern unterhalten sich untereinander auf Englisch, die Mutter ermahnt ihn auf Hebräisch, der Vater fragt ihn etwas auf Deutsch. Das wirkt wie ein babylonisches Sprachwarrwarr im Kleinstformat – für Jonathan und seine Schwester Alma ist es das Normalste auf der Welt. „Bei uns gibt es nicht mehr Verständnisprobleme als in anderen Familien auch“, meint Alona, gesteht aber auch gleichzeitig ein, dass sie bisweilen versehentlich durch mehrere Sprachen springt. Dann hüpf mal ein hebräisches Wort in einen englischen Satz. Die „Beziehungssprache“ Englisch ist für Alona und Clemens nicht Muttersprache, sondern eine fremde. „Wir reden dadurch direkter“, sagt Clemens. Feine Anspielungen und ironische Scherze seien allerdings schwerer möglich. Vor zehn Jahren trafen sie sich in Indien am Strand von Goa. Er Praktikant in Kalkutta und mit einem Freund unterwegs – sie auf dem Weg zu einer Ausstellung. Sie fand sofort Gefallen an dem groß gewachsenen, gut aussehenden Mann mit den braunen, mittellangen Haaren. „Ich sah ihn und wusste sofort: Der ist es.“ Es folgte ein Jahr Fernbeziehung zwischen Deutschland und Israel. Das war eine „sehr teure“ Zeit, erinnert sich Clemens lachend. Dann zogen sie nach Berlin, heirateten vor zwei Jahren in New York. Denn dort bedarf es zum Heiraten lediglich eines gültigen Personalausweises. Die deutschen Behörden, die sonst viel mehr Papiere gefordert hätten, erkannten die Heiratsurkunde ohne Umschweife an. Praktisch. Und eine schöne Geschichte. Doch ist der Alltag wirklich so „easygoing“, so einfach zwischen zwei Kulturen? Bei allen drei besuchten Familien zeigt sich schnell: Es funktioniert am besten, wenn sich beide auf die Kultur des anderen einlassen und sie aktiv mitleben. Clemens kocht sehr gut Hebräisch und feiert das „Passahfest“ oder „Chanukka“. Alona bastelt für ihre Kinder liebevolle Adventskalender, flüzt in der Vorweihnachtszeit in die Geschäfte und kauft jede Menge Präsente ein. Ganz zur Freude von Jonathan: Bei doppelt so vielen Feiertagen bekommt er auch doppelt so viele Geschenke.

Jonathan ist mit Yoko (7) befreundet. Sie geht auf die „Berlin Kids International School“ in Friedrichshain, die stolz auf der Internetseite verkündet, die „erste wirklich internationale Grundschule im Ostteil Berlins“ zu sein. Auch Yoko und ihre kleine Schwester Saga (2) wachsen in einer binationalen Familie auf: Vater Torbjörn





Neuseeland meets Nordlicht, Françoise und Torbjörn, kennengelernt in Schweden, pendelten zwischen Stockholm und Berlin, sind hier jetzt glücklich mit Yoko (7) und Saga (2)

Jansson kommt aus Schweden, Mutter Françoise von Roy (37) hat einen französischen Vornamen, eine neuseeländische Mutter, einen deutschen Vater, lebte lange in den USA und in Deutschland. Eine Kindheit mit vielen Umzügen.

Nun wohnt die vierköpfige Familie in einem noch unsanierten Haus zwischen schick sanierten historischen Gewerbehöfen. Die Mädchen haben das schönste Zimmer: hell, groß, nach vorne raus. Ein Raum mit ganz viel Rosa, einem Puppenhaus und Regalreihen voller Kinderbücher. Über ein Eckzimmer geht es in die Küche, wo Françoise gerade Salatgurken-Scheiben schnippelt und in eine Karaffe mit stillem Wasser plumpsen lässt. Das sei ein schwedisches Erfrischungsgetränk, sagt sie in akzentfreiem Deutsch und reicht eine Schüssel mit getrocknetem Rentier-Fleisch. „Das kommt direkt aus Finnland“, meint Ehemann Torbjörn und greift während des Gesprächs beherzt in die Schale, wenn Tochter Saga nicht gerade versucht, auf Papas Schoß zu klettern. „Saga ist der Gott der Geschichte und des Geschichten-Erzählens“, meint der 43-Jährige und lacht verschmitzt. Deutsch kann er zwar verstehen, antworten mag er aber lieber auf Englisch. „Wir arbeiten beide international und da ist unsere Arbeitssprache Englisch. Das ist meine Entschuldigung.“

Beide trafen sich in Schweden auf einem internationalen Trickfilm-Markt,



verliebten sich, lebten anschließend zwei Jahre zwischen Berlin und Stockholm, bis sein Unternehmen vor acht Jahren eine Filiale in Berlin aufmachte. Nun koordiniert er von hier aus als Produzent, Drehbuchautor und Regisseur seine Trickfilme, zum Beispiel die Filme um die Kinderbuchfiguren „Petersson und Kater Findus“, sitzt im Wohnzimmer am Laptop und versendet E-Mails. „Berlin ist eine sehr kosmopolitische Stadt. Das macht es natürlich einfacher, auch ohne perfektes Deutsch zu kommunizieren“, sagt er und fügt hinzu: „Ich möchte in keiner anderen deutschen Stadt leben.“ Beide Freiberufler mögen die kreative Freiheit, die Berlin bietet. Françoise weiß, wovon sie redet: Sie lebte vorher lange in München. Tochter Saga stülpt sich gerade eine Kissenhülle über den Kopf und spielt Gespenst. „Buhuhu!“ Françoise lacht und kommt zum Thema zurück: „Berlin ist nicht typisch Deutschland. Hier sind die Leute offener, und es kümmert sie weniger, woher jemand kommt.“

Ehemann Torbjörn schätzt die eigentlich undeutsche Atmosphäre der Stadt, die ohne jeglichen Stress und Zwang auskomme. Dass seine Kinder fernab des sonst in den höchsten Tönen gelobten skandinavischen Bildungssystems aufwachsen, stört ihn kaum. „Wieso, das hängt doch in erster Linie von der jeweiligen Schule ab?!“ Doch Yokos internationale Schule war aus der Not geboren, eine Elterninitiative, die eine Grundschule in

der Nähe für mehrsprachigen Unterricht vermisste. „Da ist Deutschland Entwicklungsland. In Schweden ist es qua Gesetz festgelegt, dass binationale Kinder auch ein Anrecht auf zweisprachigen Unterricht haben“, berichtet Torbjörn. „Ich mag meine Schule“, sagt Tochter Yoko auf Deutsch, das eindeutig ihre Hauptsprache ist, und lächelt schüchtern. „Weil da so viele Sprachen gesprochen werden.“ Französisch, Englisch, Spanisch: Das klingt nach einem sehr internationalen Freundeskreis und Kindergeburtstag. Torbjörn und Françoise plaudern locker weiter auf Englisch, machen gerne Scherze. Es ist ein sehr lustiges, lockeres Gespräch. Ohne Frage: Familie Jansson-von-Roy hat sich in Berlin gut eingefügt, führt hier ein harmonisches Leben. Das zeigen nicht nur die Schwarz-Weiß-Schnapschüsse der Familienmitglieder am Küchenschrank, die sich dafür fröhlich-frotzelnd in einen Passbild-Automaten gequetscht haben. Probleme gibt es, wenn überhaupt, nur mit störrischen Beamtinnen. „Die heißen einen schon nicht gerade herzlich willkommen“, sagt Torbjörn Jansson und erinnert sich bei seinem letzten Ämtergang an viele Stempel, viel Bürokratie und eine große Ineffizienz. Schweden sei da deutlich freundlicher und einfacher organisiert. „Im Grunde ist Schweden ein wenig wie Ikea: Für alles gibt es das passende Paket.“ Zum Beispiel für die ganzen Versicherungen. Hier in Deutschland seien die so kompliziert, das da kaum jemand durchfindet. Torbjörn sorgt dafür, dass seine Kinder – und natürlich auch er selbst – nicht auf schwedische Leckereien verzichten müssen. Knäckebröt, schwedischer Hering, „und das habt Ihr auch nicht in Deutschland“, ruft er, schnellt vom Stuhl hoch, reißt die Külschranktür auf und zieht eine blau-gelbe Tube „Fish-Kaviar“ hervor. Man merkt ihm an, dass er seiner Heimat ein wenig nachtrauert. Ab und zu schaue er im Internet schwedisches Fernsehen. Seine Töchter hören schwedische Audio-CDs und manchmal kommt es in der Schule zu lustigen Verwirrungen, wenn Yoko nicht von „Michel aus Lönnenberga“ erzählt, sondern von „Emil“ spricht. Denn so heißt die Hauptfigur aus Astrid Lindgren Erzählungen auf Schwedisch. Doch Berlin ist nicht nur eine Durchgangstation, sondern eindeutig Wahlheimat. Auch, wenn die Großeltern hunderte von Kilometern beziehungsweise gar tausende weg wohnen. Françoise sieht das locker: „Wir haben gute Babysitter.“

Zwischen Kinderyoga, Biocafé und einem Kinderbuchladen wohnen Paula Janz [32] und Peter Langer [42] mit Sohn Linu [3]. Sie Russin – er ein Bayer „und damit auch ein Ausländer“, scherzt sie. Beide lachen. Fürs Gespräch geht's in den Garten der Hausgemeinschaft. Ein Neubau mit großem Garten, durch den eine Katze streunt und ein Spielhaus mit Rutsche steht. Eine Nachbarin sitzt auf der Terrasse und spielt mit ihrem Sohn Karten. Ländliche Feierabend-Idylle mitten in Berlin. Bei einem Glas Rotwein erzählt Paula ihre Geschichte: Wie sie vor zehn Jahren nach Berlin gezogen ist, weil ihr Vater Deutsch-Russe ist, hier zunächst Germanistik und dann Mode studierte und anschließend Designerin für Kostüme und Kindermode wurde. Sie erzählt von anfangs einsamen Jahren in der Großstadt, doch dann lernte sie schnell Freunde kennen – und ihren jetzigen Ehemann, den Interior-Designer Peter Langer, der Sohn Linu während des





Russland meets Lederhose, Paula und Peter, kennengelernt in Berlin sind hier glücklich mit Linu (3) und planen jetzt die erste große Reise in den Ural.

Gesprächs liebevoll mit kleinen Videos auf seinem iPhone beschäftigt. Mit Linu spricht Paula konsequent Russisch, erzählt ihm russische Märchen, es gibt russische Musik und russisches Essen aus Delikatessensläden in der Nähe. Sonst ist Russland wenig vertreten in der Wohnung, die eher stylisch-modern eingerichtet ist. Einzig ein Samowar auf dem

Kühlschrank erinnert augenfällig an Paulas Wurzeln im Uralgebirge.

Auch Peter Langer begegnet der Kultur seiner Ehefrau mit großer Offenheit. Wenn die Schwiegereltern zu Besuch kommen, gibt es „Borschtsch“, eine Rote-Bee- te-Suppe. Die isst er gern. Seit zehn Jahren sind beide ein Paar. Im Beziehungsalltag seien die kulturellen Unterschiede da fast verschwommen. „Ich finde es schwierig, noch welche zu erkennen. Wir sind uns doch recht ähnlich geworden“, sagt Peter Langer. Lange müssen sie nachdenken, dann fällt Paula doch noch ein, was zwischen Deutschen und Russen anders ist: „Die Gastfreundlichkeit der Deutschen ist nicht so wie bei uns“, nennt sie als Beispiel.

Russen würden viel selbstverständlicher einladen und dafür großzügig einkaufen. Bei den Deutschen seien spontane Treffen eher selten, für alles müsse sie einen Termin ausmachen. Linu hat ebenfalls viele internationale Freunde. „Das ist das Schöne an Berlin“, sagt die Mutter. „Die ganze Stadt ist international.“ Und Peter Langer ergänzt: „Man denkt hier nicht groß drüber nach, wo jemand herkommt. In unserer Generation mischt sich ja zudem alles: Musik, Kleidung, Marken.“ Der Stil und vor allem das Denken würden doch zunehmend internationaler. „Wir tanzen keine bayrischen Volkstänze mehr und spielen Quetschkommode.“ Vorurteile hat Paula Janz nie erfahren, auch keinen schlechten Erfahrungen gemacht. Im Gegenteil. „Meine russische Heimat ist sogar von Vorteil, um mich als Designerin von der Konkurrenz abzusetzen.“ „Den klassisch russischen opulenten Brokat-Geschmack hast du aber nicht“, wirft Peter Langer ein. Sie lacht. „Ja, das stimmt. Ich arbeite eher klar und reduziert.“ Auch in dieser Familie zeigt sich: Beide Partner sind offen für die jeweils fremde Kultur. Und deshalb harmoniert es. Für nächstes Jahr planen sie bereits eine große Reise in den Ural. Dann soll Linu seinen Urgroßvater und die Heimat seiner Mutter kennen lernen. Peter Langer reist gern nach Russland. Von Moskau erzählt er begeistert: „Moskau war eigentlich das Berlin, von dem ich geträumt habe.“ So dynamisch, so groß, so geschichtsträchtig. Berlin sei nach dem Mauerfall vergleichsweise langsam in die Gänge gekommen. „Ich freue mich, dass du meine Heimat sehen möchtest“, sagt Paula zu ihrem Mann. Und der verspricht, bis dahin auch mehr Russisch zu lernen. „Sonst wird Linu irgendwann mir die Sprache beibringen“, sagt er.

Auch bei Familie Harpaz aus Israel gab es letztlich doch noch die eine große und wichtige Reise: Zur Einschulung seines Enkels Jonathan vor einem Jahr kam er schließlich, der Großvater aus Israel. Bei dem Gedanken an die gemeinsamen Tage lächelt Alona in sich hinein: „Die Reise hat ihm sehr gut getan. Sie war wie eine Heilung.“

